

# Engadiner Orakelbräuche am Silvester und Dreikönigstag

Autor(en): **Büchli, Arnold**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **8 (1966)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971797>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Vergangenes und Gegenwärtiges

## Engadiner Orakelbräuche am Silvester und Dreikönigstag

Von Arnold Büchli

Wer hinge so zäh am Althergebrachten wie des Volkes Glaube und Brauch? *Epiphania*, der 6. Januar, den man in Rom vierthalb Jahrhunderte lang als Geburtstag Jesu feierte, war das älteste Fest der christlichen Kirche. Da sah das Volk um Mitternacht den Himmel geöffnet. Und wer dann die Dreifaltigkeit zu erblicken vermochte, dem gingen drei Wünsche in Erfüllung. Der Tag hat sich seit dem kürzesten nun schon um einen Hirschsprung verlängert, und darum ist am *Dreikönigsfest* üppigeres Essen und Bechern geboten. So viele Sterne einer beim Einnachten durch den Schornstein erspäht, so viele Schoppen Wein darf er an diesem Abend trinken.

Der 6. Januar ist der letzte Tag der «Zwölften», der weihnachtlichen Festzeit, das alte Neujahrsfest. Sein Abend gewährt einen Blick in die Zukunft. Wer würde erwarten, daß sich sogar in protestantischen Gegenden die Erinnerung an den einstigen Neujahrsbeginn bis in unsere Zeit erhalten hat? Und doch ist im Unterengadin «Babania» — so haben sich die Ladiner dort das griechische *Epiphania* mundgerecht gemacht — populärer geblieben als selbst der Silvester. Die heiligen Drei Könige mit ihren Dienern ziehen zwar nicht mehr durch die Dörfer, aber der Glaube an die zukunfts-trächtige Weihe des Abends von *Epiphania* hat sich im Bewußtsein des Volkes erhalten. Begreiflich, daß sich vorzüglich das *Liebesorakel* allgemeiner Beliebtheit erfreut.

Mehr nur als Spiel ist heutzutage das Bleigießen üblich, nicht ohne eine erschwerende Bedingung: Man holt das Wasser für das Gefäß am nächsten Brunnen, wobei aber kein Wort gesprochen werden darf. Dann das Zettelorakel. Da werden in gemischter

Gesellschaft der Ledigen so viele Zettel mit Namen von Jünglingen als solche anwesend sind, in einen Hut geworfen, und jedes Mädchen zieht ein Zettelchen heraus. Der so Erloste ist dann ihr marus, ihr Liebster, wenigstens für die nun beginnende Tanzfestlichkeit.

Vielenorts wird diese schon am Silvester begangen und dann etwa auch ein anderes Orakel erprobt, das so recht aus den eigenartigen dörflichen Gegebenheiten der Talschaft herausgewachsen ist. Dabei zeichnen die Jungen in ihrem Versammlungsraum mit Kreide einen großen Kreis auf den Fußboden. Er versinnbildlicht die Gemeinde, und in ihm werden mit kleineren Kreisen die verschiedenen Brunnen, die Wahrzeichen der Dorfquartiere, angedeutet. Dann tritt ein Bursche nach dem andern an und wirft einen Schuh rückwärts über den Kopf hinweg in den Kreis. In dasjenige Brunnenquartier, in welches der Schuh zu liegen kommt, wird dessen Besitzer hineinheiraten. Fliegt der Schuh über den großen Kreis hinaus, dann wird der betreffende junge Mann sein Glück außerhalb des Dorfes machen.

Uralten Fruchtbarkeitszauber wiederholt ein Brauch, der sich in Remüs und, ursprünglicher und sinnreicher, in Ardez lange erhielt, bis der Bahnbau die Felder unterhalb der Dorfschaft und damit auch diese Tradition zerschnitten hat. Dort unten lagen nämlich die Hanfäckerchen, für jedes Haus eines, dicht beieinander. Und am Abend von Babania schlittelten nun die Mädchen — nur diese — das Sträßlein vom Dorf herunter nach jenen kleinen Äckerchen, und dabei sangen sie, sang die weibliche Jugend, den mütterlichen Boden zu fruchtbarer Triebkraft anfeuernd:

«Chonva lunga, chonva lada —  
Mincha pass üna roccada!»

In freier Übersetzung:

«Langer Hanf, breiter Flachs —  
Jeden Schritt eine Kunkel voll  
wachs!»

«Und die Alten haben gemeint, daß dann Hanf und Flachs gut gedeihen würden», pflegen die Erzählerinnen bedeutungsvoll hinzuzufügen.

Ernsthafter und gespannter als beim Bleigießen geht es zu, wenn das Mädchen sich ein Haar ausreißt und dieses an einen Fingerring hängt, um ihn über dem Kreise eines Glases schwingen zu lassen. Dann zählt die Wübbegierige fein genau die Schwingungen hin und her, bis der Ring still hängt. Mehr als das Abc Buchstaben hat, werden es nicht sein, und der erzählte Buchstabe führt den künftig (oder schon jetzt?) geliebten Männernamen an. Wird es ein Duri, ein Gilli (Julius), ein Peider oder ein Tumasch (Thomas) sein?

In unseren fettarmen Zeiten ist leider ein anderes Orakel aus der Mode gekommen, zu dem die lieben Haustiere den Stoff lieferten. Das wunderige Jüngferchen mußte sich bei einer Witwe ein Stück Talg stehlen, das kein Mann zu Gesicht bekommen hatte. Das wurde in einem Schöpflöffel über einer Kerzenflamme geschmolzen. Dann kam der große Augenblick, da die giunfra das heiße Fett mit der linken Hand über die rechte Schulter zurück in ein hölzernes Gefäß warf — mit festgeschlossenem Mund. Die Figuren der Fettklumpchen, die sich da bildeten, wußten kundige alte Weiblein als Monogramme zu entziffern, die den lauschenden Mädchenohren angenehm klangen. In andern Stuben stellten die mannbaren Haustöchter je eine Schale voll Salz, Zucker und Wasser auf den Tisch und griffen mit verbundenen Augen in eine der drei Schüsseln. Geriet die tastende Hand ins Salz, dann kam bald ein goldenes Reiflein an den Ringfinger, aber es wurde eine schlechte Heirat. Der

Zucker dagegen verhiess eine gute Partie und das Wasser: das Verbleiben im ledigen Stande.

Um den Reiz anderer, jetzt fast eingeschlafener Bräuche zu verstehen, muß man sich in die vorelektrische Zeit oder auch in die vergangenen Jahre der Verdunkelung zurückversetzen. Da ging die erwachsene Jugend am Silvester gegen Mitternacht in die Kirche, so war es in dem originellen, altertümlichen Ardez Sitte, und während die Burschen in den Turm hinübertraten, um zu läuten, verweilten sich die Mädchen damit, die Bibel von der Kanzel auf den runden Taufisch im Chor zu legen und aufs Geratewohl aufzuschlagen. Beim Schein einer Kerzenflamme wurde nachgesehen, welcher große Buchstabe links oben ein neues Kapitel anzeigte. Dies war die Initiale des Namens, dessen Träger das nachschauende Mädchen um das Jawort bitten würde. «Meistens ist es so gekommen», versicherte eine, die aus Erfahrung sprach. Ernsthaftere Naturen stellen indes in Abrede, daß die Bibel bei jener Gelegenheit solch profanen Zwecken dienstbar gemacht worden sei. Wenn man ihnen Glauben schenken soll, so wurde die auf dem Taufisch geöffnete Bibel am andern, also am Neujahrmorgen, für die kommenden Weltereignisse zu Rate gezogen. Man las das erste aufgeschlagene Kapitel nach, dessen Inhalt eine Deutung auf die Geschehnisse des neuen Jahres zuließ. Auf diese Weise soll sich Anno 1939 der zweite Weltkrieg angekündigt haben.

Der Abend voller Geheimnisse, da sich der spannenden Sehnsucht das Kommende offenbart, blieb im Unterengadin jedoch die *Babania*. Da tastet sich das liebeverlangende Haustöchterlein verstohlenerweise in den dunkeln Stall zum Schafpferch hin, um in der Schar der ängstlich in eine Ecke fliehenden Tiere nach einem zu greifen und es an der Wolle zu packen. Blinkt dann das Talglücht oder ein Streichholz auf, so wird geforscht, ob «man» ein Mutterschaf oder einen Widder gefaßt hat. Der «botsch», natürlich, will der Glücklichen anzeigen, daß sie im Laufe des Jahres einen Mann beim Wickel zu fassen kriegt.

Da im Winter gewöhnlich nur *ein* Widder gehalten wird, ist es gar nicht so leicht, diesen beim Pelz zu erwischen.

Mehr Fährlichkeiten waren die neugierigen Heiratskandidatinnen ausgesetzt, wenn sie die Orakel im Freien auf den verschneiten Dorfstraßen versuchten. Dort konnte man Bekannte antreffen, die unschwer errieten, was man im Schilde führte. Darum trugen die klugen Jungfrauen zur Tarnung ihres Vorhabens etwa einen Korb am Arm oder die Schürzen aufgehoben, als ob sie darin die beliebten Neujahrsgebäcke ins Nachbarhaus brächten. Gewöhnlich begaben sich zwei, drei Freundinnen miteinander beim Abendläuten hinaus auf einen Platz, wo sich die Straßen kreuzten. Doch durfte dabei kein Wort laut werden und auch kein Gruß an etwa Vorübergehende, die den Mädchen vielleicht lachend auf die Füße schauten. Denn zu diesem Orakel trugen sie Pantoffeln statt der Schuhe. Auf dem gewählten Platz angelangt, schleuderten die Jüngferchen sodann den rechten Pantoffel rückwärts über den Kopf und nahmen in acht, wohin die Spitze des geworfenen Pantoffels zeigte. In dieser Richtung ging es nämlich zum Hause des Zukünftigen.

Wieder andere taten sich zusammen, um beim Klang der Abendglocken einen Gang durchs Dorf zu machen, auch sie unter dem Zwang strengen Redeverbotes. Der erste Mann, den sie antrafen, war verheißungsvoll. Der

Anfangsbuchstabe seines (Vor-)Namens war auch derjenige des erhofften marús nach vereinbarter Reihenfolge der Orakelgängerinnen. Es heißt auch, die Jünglinge hätten denselben Brauch geübt, bei dem sie auf die Namen der ihnen begegnenden Dorfgenossinnen erpicht waren. Einmal machten zwei Freundinnen ab, sie wollten «ir ad inscuntrar». Aber sie trafen keinen Menschen. Nur eine Katze lief ihnen über den Weg, ün giat. Aber auch diesmal bewährte sich das Orakel. Beide Mädchen bekamen einen Bräutigam mit einem Vornamen, der mit G begann, die eine einen Giovanni, die andere einen Giachen.

Mehr Herzklopfen verursachte der weiblichen Jugend von Ardez jedenfalls das Pantoffelorakel vor der Kirche. Dort stellten sich, sowie es am Babania-Abend zu läuten anfang, die Mädchen auf, hoben den rechten Fuß und warfen den Pantoffel rückwärts gegen die Friedhoftüre. Dann wurde nachgeschaut, ängstlich, denn man nahm das «büttar la pantoffla» bitterernst. Wies nun die Spitze des Schuhwerks nach der Kirche, so konnte die Besitzerin darauf zählen, daß sie in diesem Jahr zur Trauung geführt werde. Wenn aber der Pantoffel nach dem Friedhof schaute, dann wußte die bedauernswerte Jungfrau, daß sie bald im Sarg, den die roten Totenbüschel der Ledigen schmückten, zur letzten Ruhestätte getragen werde. Denn Glück und Unglück künden die Sterne der Dreikönigsnacht.

## Die erste bündnerische Kantonsstraße

Von Johann Ulrich Meng

Aus zahlreichen Reisebeschreibungen des 16. und 17. Jahrhunderts geht hervor, daß es damals mit den Landstraßen im allgemeinen schlecht bestellt war. In einem einschlägigen Bericht aus dem Jahr 1632 lesen wir, daß die Straßen zwischen bedeutenden Städten sogar nicht selten unlustig, rauh, verlottert und oft kaum befahrbar waren, daß 20 Pferde den Post-

karren kaum durch den Dreck vorwärts brachten.

Auch in unserer engeren Heimat sah es nicht besser aus. J. Lenggenhager schreibt in seinem Buche über die Entwicklung der Poststraßen in Graubünden: «Auf der sogenannten Reichsstraße aus dem Fürstentum Liechtenstein-Luziensteig-Chur gab es wiederholt Zeiten, da Bundestag und